

Ueber einen Fund aus der Renthierzeit in der Schweiz

Autor(en): **Heim, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **18 (1872-1875)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-378813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ueber einen

Fund aus der Renthierzeit

in der Schweiz.

Von

Prof. Albert Heim.

Zürich.

In Commission bei H. Staub.

Druck von Zürcher & Furrer.

1874.

Leber einer

Fund aus der Renntierzeit

in der Schweiz

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XVIII. Heft 5.

Prof. Albert Heim.

Zürich.

in Commission bei H. Schmid,
Druck von Nöcker & Pöschel

1874

125
180

Ueber einen Fund aus der Renthierzeit in der Schweiz.

Von dem nördlichen Ende des Zeller-See's (Bodensee) erstreckt sich eine Ebene bis an den Fuss der alt vulkanischen Kegel des Höhgaues; südlich derselben verengt sich die Ebene mehr und mehr und zieht sich in westlicher Richtung weiter. Bei Thäingen haben sich die Höhen auf der Nordseite, und diejenigen, welche unsere Ebene vom jetzigen Rheinlauf trennen soweit genähert, dass ein enges Thal entsteht, welches Süd-West-Richtung annimmt und sich bei Schaffhausen gegen den jetzigen Rhein hin öffnet. Auf der Strecke, da dies Thal enge ist, bestehen seine Gehänge aus nahezu horizontalen Schichten des oberen weissen Jura. Heute fliesst nur ein unbedeutender Bach auf der wenig breiten Sohle des Thälchens, früher ist wohl der Rhein oder doch ein Abfluss des alten Rheingletschers lange Zeit hier geflossen, während zur Zeit der grössten Verbreitung der Gletscher auch dies Thal übergletschert war, und in unseren Zeiten die Eisenbahn wiederum diese Thallinie aufgefunden hat, um die nördlicheren Theile des Bodenseebeckens mit Schaffhausen zu verbinden. Etwa ein Kilometer westlich der Station Thäingen, wo zuerst das Thal ganz enge wird, treten die Gehänge der Nordseite etwas stark vor. Einer dieser Vorsprünge ist von der Bahn durchschnitten, einen anderen unmittelbar östlich daneben hat die Bahnlinie unberührt gelassen. Dieser letztere ist von einer natürlichen Höhle durchbrochen, die den Namen „Kesslerloch“ führt, weil die Kessel flickenden Zigeuner sie oft als Wohnstätte gebrauchten. Die nach Osten schauende Oeffnung mündet auf dem Niveau des Thalbodens und ist vorn $11\frac{1}{2}$ m weit und etwa 5 m hoch. Im Innern des Vorsprunges, den sie durchbricht, wird sie etwa 8 m vom Eingang ganz niedrig, ihre Sohle steigt, und endlich erweitert sie sich in etwa 3 m höherem Niveau in den nach Süd-West schauenden Eingang. Das ganze Innere wird vom Tageslicht erhellt. Im gleichen Gestein des oberen weissen Jura sind in der Umgegend noch mehrere kleinere Höhlen.

Die Herren Wepf und Merk, derzeit Reallehrer in Thäingen, machten sich, da sie von Funden in Höhlen gelesen hatten, in den Weihnachtsferien 1873/74 mit ihren Schülern daran, in der Höhle zu graben, und in den ersten Tagen des Januars 1874 kam Herr Wepf mit einer Tasche voll gefundener Gegenstände zu mir. Eine vorläufige Vergleichung liess schnell einige Thiere erkennen, Herr Choffat aus Pruntrut reiste gleich an Ort und Stelle, und ich selbst den folgenden Tag.

Zunächst wurde im unteren Theil, in der unteren grossen Höhle weiter gegraben. Die obere Schichte besteht aus zum Theil sehr grossen von der Decke losgefrorenen hellgelben Kalksteinstücken, die zunächst der Oberfläche mit Erde gemischt sind. Sie ist stellenweise bis 0,6 m mächtig. Darunter

folgt eine von verfaulten organischen Stoffen schwarz gefärbte Schichte, in der massenhaft Knochen und andere Reste liegen. Nur nahe an den Wandungen der Höhle zeigte sich Verkittung der Bruchstücke durch Travertin. Diese schwarze Fundschicht reicht an den Stellen, an denen wir gegraben haben, bis etwa 1^m unter die Oberfläche. Darunter folgt eine Fundschicht, in der Alles durch eine röthelartige Erde stark gefärbt ist. Diese rothe Fundschicht reicht so tief, als wir überhaupt gruben — wohl bis 2^m unter die Oberfläche. Tiefer konnten wir wegen Grundwasser nicht kommen. Mitten in der rothen Schichte liegen stellenweise noch schwarze und braune Partien. Die schwarze wie die rothe Fundschicht sind nach dem Ausgang der Höhle zu parallel mit der Oberfläche geneigt. Ihre Lage, sowie die Gegenstände, die wir darin gefunden haben, legten uns die Annahme nahe, dass in der oberen Höhle die Menschen gewohnt, und in die untere ihre Abfälle geworfen hätten, so dass hier von diesen letzteren eine Art Schuttkegel mit geneigten Schichten entstanden ist. Bis heute ist wohl noch nicht $\frac{1}{10}$ der ganzen Höhle ausgebeutet worden*.)

In der unteren rothen und der oberen schwarzen Fundschichte liegen jedenfalls die Reste verschiedener Zeiten — und es müssen dieselben besser auseinandergehalten werden, als wir es bisher gethan haben. Ob in denselben eigentliche weit verschiedene Perioden vertreten sind, ist noch nicht zu entscheiden — in den oberen wie unteren haben wir vielfach die gleichen Thiere, die gleichen Produkte von Menschenhand gefunden, nur die relativen Mengen scheinen verschieden zu sein.

Gleich eingangs will ich bemerken, dass unsere Höhle der Renthierzeit angehört, und ausser dem Fund am Salève und in der Höhle bei Villeneuve die einzige bis jetzt entdeckte Ablagerung so hohen Alters in der Schweiz ist. Die untersten Schichten können sogar der Mammuthperiode angehören.

Das erste was den Menschen kennzeichnet, sind zahlreiche Feuersteinmesser von der gewöhnlichen Form. Auf der einen Seite sind sie nur von einer glatten Bruchfläche begrenzt, auf der anderen von zwei, häufiger von drei. Im Verlauf eines Tages haben wir im Ganzen über hundert solcher Späne gesammelt. Einige waren von Travertin incrustirt, manche scharfkantig, andere offenbar durch Gebrauch schartig geworden; manche waren von dem gleichen gelben Feuerstein, wie er sich in den Jurafelsen der Umgebung in Knollen nicht selten findet, andere von fremdem, zum Theil dunkel blutrothem und braunem Feuerstein.

Einige Nuclei (Feuersteinkerne, Feuersteinklötze, von denen die Messer abgesplittert wurden) schienen aus einheimischem Feuerstein zu bestehen. Die grössten Messer, die wir bisher gefunden, waren 70^{mm} lang, die kleinsten wenig über 10^{mm}. Nur wenige Stücke haben wir gefunden, die noch

*) Herr Merk will nun in seinen Frühlingsferien die Ausbeutung zu Ende führen, und dann eine Arbeit über seine Resultate publiciren. Ohne seiner Publikation irgendwie vorzugreifen, will ich hier nur Mittheilung über einen einzelnen Fund machen, und von den allgemeinen Resultaten der bisherigen Ausgrabung nur soviel von dem unter meinen eigenen Augen und Händen zum Vorschein Gekommenen erwähnen, als zum Verständniss dieses einen näher zu besprechenden Fundes nöthig ist. Ich bat die Herren Entdecker und Besitzer mir alles, was überhaupt gefunden würde, zuzusenden, um eine einheitliche vollständige Bearbeitung liefern zu können. Es wurde mir dies erst versprochen und eine Kiste voll Funde zugesandt — nachher aber wieder rückgängig gemacht durch den Entschluss des Herrn Merk, die Bearbeitung selbst zu übernehmen. Ich hatte in der Zwischenzeit noch keinerlei genaue Bestimmung der Knochen vorgenommen, die ich gefunden habe. Bestimmungen durch die Herren Prof. Rüttimeyer und Fraas werden später in der Arbeit des Herrn Merk veröffentlicht werden.

rings um das eine Ende eine rundliche Randbearbeitung zeigen *). Nirgends eine Spur von Schleifar-
arbeit an Steinwerkzeugen, auch bis jetzt keine Steinbeile, so wenig wie solche in den schwäbischen
Höhlen der Renntierzeit gefunden worden sind, auch keine flach, oval zugeschlagenen Feuersteine,
so weit bis jetzt die Ausgrabungen reichen.

Die Knochen sind noch sehr gut erhalten, manchmal sehen sie wie ganz frisch aus, selbst
diejenigen aus der untersten Schichte. Die Röhrenknochen sind alle aufgeschlagen — die Gelenkenden
meistens vollkommen erhalten, nicht benagt, es scheint somit auch der Hund als Hausthier gefehlt
zu haben.

Von Thonscherben ist bisher nichts sicheres gefunden worden, entsprechend auch der Höhle
am Salève und denjenigen in der Dordogne. Doch möchte ich noch nicht voraussetzen, dass bei
weiterer Ausbeutung nicht noch Töpferarbeit zum Vorschein kommen könnte.

Die Thierknochen, die sogleich erkannt werden konnten, sind folgende :

Hasenknochen in ungeheurer Menge finden sich in beiden Fundschichten, in der schwarzen
anscheinend häufiger als in der rothen. In den Pfahlbauten findet man meist gar keine Hasen. In
den Höhlen von Schwaben und von Südfrankreich nur sehr selten, man hat dies aus einem Aberglauben
zu erklären gesucht — die Bewohner des Kesslerloches waren wie es scheint von diesem Aberglauben
frei. In Zeit von einem Tage haben wir Dutzende von Hasenschädeln aus dem Schutt gezogen. Es
bleibt freilich noch zu untersuchen, ob dieser Hase mit dem jetzigen identisch ist.

Am nächst häufigsten ist Renntier und vielleicht auch Edelhirsch **). Von ersterem zweifellos
schöne Geweihe, freilich immer in Bruchstücken, von letzterem stammen wahrscheinlich einige Geweihe
und Schädelstücke. Von sehr zahlreichen Kiefern mit Zähnen war mir nicht mehr vergönnt zu ent-
scheiden, welchem von beiden sie angehören, ferner bleibt noch zu untersuchen, ob sie vielleicht
nach den Schichten mehr oder weniger getrennt liegen. Klauenkerne von hirschartigen Thieren
und kleinere (vielleicht von Reh) waren zahlreich. Renntiergeweihe schienen in der schwarzen
Schicht häufiger als in der rothen.

In der Häufigkeit folgt das Pferd. Grosse Zähne, die Knochenkerne der Hufe, die Mittelphalangen,
zwei Oberkiefer bezeugen seine Anwesenheit in beiden Schichten.

Vogelknochen waren nicht selten, und durch diese schien auch Schneehuhn vertreten zu sein.

Ein Paar grosse freilich sehr schlecht erhaltene Knochenzapfen wiesen auf Bison oder Urochs.

Weitere vereinzelte Funde waren ferner: der gut bezahnte Unterkiefer eines kleineren hunde-
artigen Thieres (Fuchs?), ein Kiefer eines grossen hundeartigen Raubthieres (Hyäne?), Reste eines
Bären (ob *U. spelaeus* ist nicht sicher).

Endlich aber hatten die Herren Lehrer in der unteren Schichte schon am ersten Tage ein Bruch-
stück gefunden, das ich als einige gut erhaltene Lamellen eines Backenzahnes von Mammoth erkannte.

Die weiteren Untersuchungen und Bestimmungen und besonders die weiteren Ausgrabungen

*) Sie stimmen des genauesten mit Abbildungen von Lartet und Christy aus den südfranzösischen Höhlen, z. B
mit Fig. 4 und 5 A. Pl. VII aus Part. II. march. 1866, die Nuclei mit Fig. 3 und 4 A. Pl. I Part. I Dec. 1865 in
ihrem Werke: „reliquiae aquitanicae“.

**) Dass Renntier und Edelhirsch niemals gleichzeitig die gleiche Gegend bewohnen, wird behauptet, bedarf
aber noch des Beweises.

werden erst ein vollständiges und sicheres Verzeichniss der Thierreste aus der Höhle von Thäingen liefern. Allein schon dieser vorläufige Ueberblick zeigt, dass uns hier vorwiegend Reste aus der Renthierperiode vorliegen, während die untersten Lagen vielleicht in ihren Anfängen bis in die Mammuthperiode zurückgehen. Aus den unbestimmten Bären- und Hyänenresten folgt natürlich noch nicht, dass wirkliche Ablagerungen dieser älteren Periode vor uns liegen, und das Mammuth reicht noch weit in die Renthierzeit hinein. Es sind somit diese Ablagerungen älter als die ältesten Pfahlbauten und die Kjökkenmöddinger, und zum grossen Theil jünger*) als die Zeit der grossen ganz ausgestorbenen Säugethiere.

Von gleichem Alter sind die Gegenstände aus den Höhlen von Südfrankreich, manchen Höhlen Belgiens, manchen Fundstätten Deutschlands (Schussenriet etc.).

Die Höhlen der Renthierzeit von Südfrankreich sind besonders berühmt geworden durch zahlreiche Zeichnungen und selbst einige Sculpturen. Auf Renthiergeweih, auf Schieferplatten, auf Knochen, auf Elfenbeinplatten und Geräthen sind nicht nur Verzierungen durch Linien eingeschnitzt, es sind Thiere abgebildet. Manche derselben sind charakteristisch gezeichnet, und leicht zu erkennen, andere sind steif und schlecht in ihren Formen, so dass keine Absicht des Künstlers auf eine bestimmte Thierart zu ersehen ist. Meistens ist Bewegung in diesen Zeichnungen, die Thiere sind im Sprung. Fast ausnahmslos, wo mehrere auf einem Bild dargestellt sind, laufen sie hintereinander in der gleichen Richtung. Lartet gibt die Abbildungen von im Ganzen über 80 Thierindividuen, und zwar etwa 20 Pferdebilder, 10 Ochsenbilder, 10 Fischabbildungen, 9 Renthierbilder etc.

Mir ist aufgefallen, dass viel häufiger die linke als die rechte Seite der Thiere dargestellt ist. Auf 48 Seitenansichten von Thieren, die den Kopf gegen links kehren, zählte ich bei den Abbildungen von Lartet und Christy bloss 20, die nach rechts schauen**), Ansichten von vorne oder mit Verkürzungen kommen nicht vor, wohl aber einige von kriechenden amphibienartigen Geschöpfen, welche von oben gesehen sind. Die Beine sind fast immer so gezeichnet, dass linkes und rechtes Glied sich nicht decken, man sieht alle 4 Beine, und meist in richtiger gegenseitiger Stellung — bei den Geweihen von Hirsch und Renthier aber brachten es die Künstler jener Zeit nicht zu Stande, das linke und das rechte in Seitenansicht zu zeichnen, hier deckt das eine das andere, d. h. es ist nur eines gezeichnet (nur ein schwacher misslungener Versuch beide zu zeichnen ist erkenntlich). Die Zeichnungen sind oft blosse Umrisse, manchmal aber ist durch kleine Striche eine Art Schattirung angebracht, oder es sind die langhaarigeren Theile ausgezeichnet. Pflanzenzeichnungen sind keine gefunden worden, und zahlreiche andere Verzierungen, die auf allerlei Werkzeugen und Waffen aus

*) Mit dem „älter“ und „jünger“ ist genau genommen bloss gemeint: einer früheren oder einer späteren Entwicklungsstufe angehörig — meist wird dies mit dem „älter“ und „jünger“ nach der Zeit zusammenfallen, allein der Fortschritt ist und war oft sehr ungleichförmig, und im Einzelnen kann man leicht irren, wenn man diese beiden Begriffe für einander setzt. Die Gefahr hierfür ist, wenn es sich um die ältesten Zeiten handelt, trotz des damals dürftigen geistigen Verkehres verschiedener Völkerschaften geringer, weil die fortschreitende geistige Entwicklung ungleich langsamer war.

**) Man kann hierüber nur den Originalzeichnungen trauen. Wo sie reproducirt sind in andern Werken, finden wir sie oft als Spiegelbild, links und rechts verwechselt.

Geweih und Knochen eingeschnitzt sind, stellen keine bestimmten Gegenstände dar*). Blosser sich kreuzende Linien als Verzierungen sind auch schon in einigen älteren Höhlen von Südfrankreich, Höhlen der Mammuthperiode (Bize bei Narbonne etc.) gefunden worden.

Aus der Renthierzeithöhle von Veyrier am Salève bei Genf ist auf der einen Seite eines Knochens ein Thierumriss eingravirt entdeckt worden, der an Steinbock erinnert, und auf der Rückseite des gleichen Stückes sind Verzierungen, die man für das Bild einer Pflanze beanspruchen wollte.

Aus den Höhlen der Renthierzeit aus Belgien, aus Deutschland, aus den andern Theilen Frankreichs ist gar nichts von solcher Zeichenkunst gefunden worden — und was noch merkwürdiger ist: in den viel jüngeren Pfahlbauten, in den Resten aus der jüngeren dänischen Steinzeit, nirgends wieder finden wir Thierzeichnungen, nirgends selbst so mannigfaltige andere Ornamente. Es ist sogar bestimmt, dass die Bronzezeit eine sichere derartige Thierzeichnung nicht aufzuweisen im Stande ist. Die ganze Kunst und der Sinn für Thierzeichnungen und für über das Allereinfachste hinaus gehende Ornamentik ist vollständig verschwunden mit der Renthierzeit. Diese Zeichenkunst war also nur sehr lokal und ist wieder gänzlich ausgestorben. Das Befremdende dieser Erscheinung zu mildern, wird daran erinnert**), dass in der Schweiz z. B. die Holzschnitzerei auch ganz lokal entstanden und zu hoher Vollkommenheit sich ausgebildet hat, und sehr treffend bemerkt Lubbock: „Und in der That muss man das Zeichentalent mehr für eine Volkseigenthümlichkeit als für einen Beleg von einer besonderen Kulturstufe halten“. Die weit zurückstehenden Tschuktschen sind ziemlich kunstfertig, wenn auch ihre Zeichnungen nicht diejenigen der Renthierzeit aus Südfrankreich erreichen, ferner zeichnen die Eskimos****) nicht schlecht, obschon ihnen auch die Metalle unbekannt sind (bei einem Renthier von der Seite gesehen, sind sie sogar im Stande beide Geweihhälften anzudeuten).

Auf so kleinen Raum, wie man sich bisher dies denken musste, ist indessen in der Renthierzeit die Zeichen- und Gravirkunst nicht eingeschränkt geblieben, wir finden ihre Spuren auch in der Höhle bei Thäingen, sie reichte vom Fuss der Pyrenäen bis gegen den Bodensee, und vielleicht werden weitere Funde ihren Verbreitungsbezirk noch weiter ziehen. Es liegt aus der Höhle von Thäingen eine Zeichnung von Renthier auf ein Stück Renthiergeweih eingekritzelt vor uns, die übertrifft an Feinheit und Charakter in der Form und an Detail in der Ausführung bei weitem alle bis jetzt aus den südfranzösischen Höhlen bekannt gewordenen Zeichnungen. Es sollte mich daher

*) In der Deutung und den Schlüssen, die manche aus diesen Zeichnungen gezogen haben, geht man wohl zu weit. Wenn aus der elend gezeichneten menschlichen Figur, die neben Pferd und Aal auf einem Renthiergeweih gezeichnet in einer der Höhlen des Perigord gefunden worden ist, man wie es wirklich geschehen ist, schliesst, dass die Bewohner jener Höhlen nackt gejagt haben, und die Art ihrer Körperhaltung daraus lesen will, so will mir das nicht viel scharfsinniger vorkommen, als wenn man aus einer Zeichnung eines Menschen, die mit höchstens einem halben Dutzend Striche ein muthwilliger Schulknabe auf seine Tafel gekritzelt hat, ein Gleiches für uns schliessen wollte. Man thut mit dergleichen dem alten Künstler selbst unrecht, und verfällt in den Fehler der Aesthetiker, die jedes hingeworfene Wort eines grossen Dichters ins Aeusserste zu zergliedern und dessen ganze philosophische Weltanschauung daraus abzuleiten sich berechtigt glauben, und die, liegt nichts darin, das arme Wort herumplagen, bis endlich ein grosser Gedanke, den der Dichter vielleicht gehabt haben könnte, herausquetschbar erscheint. Für den Alterthumsforscher ist die Gefahr, in diesen Fehler zu fallen, nicht klein — hüten wir uns hiervor!

**), Wenn ich mich recht erinnere von Lyell.

***), Vergl. Lubbock „Vorgeschichtliche Zeit etc.“.

nicht wundern, wenn von Ferne stehenden Zweifel auf die Echtheit des Stückes geltend gemacht würden. Ich will darum kurz angeben, wie es entdeckt worden ist.

Montag den 5. Januar 1874 gruben wir und suchten und sammelten auf der Fundschichte weiter. Wir waren in der südlichen Hälfte der Höhle. Ich zog aus der Grenze zwischen der schwarzen und der rothen Schicht etwas tiefer als 1^m unter der Oberfläche ein Stück Rengeweih, auf dessen einer Seite ich einen tiefen Einschnitt und in Querrichtung dazu viele schwächere Ritzen bemerkte. Die meisten Rengeweihstücke zeigten eine solche tiefe Längsfurche, oft bis 1 Fuss lang eingeschnitten, aber weiter nichts. Mit den Worten: „Da sind noch feinere Querritzen“ zeigte ich dem neben mir arbeitenden das Stück, und legte es in den Korb, in dem alles gesammelt wurde. Alle an diesem Tage gesammelten Stücke wurden mir gleich nach Zürich gesandt. Niemand hat die Sachen mehr berührt, als die Herren Merk und Wepf beim Einpacken. Der Abwart der geologischen Sammlung reinigte im Polytechnikum Stück für Stück sorgfältig mit feinem Bürstenpinsel und Wasser. Als ich bald darauf die gereinigten Stücke anschaute, fiel mir auch dasjenige mit den feineren Querlinien und der tiefen Furche wieder in die Augen, und wie ich es drehte, bemerkte ich auf der andern Seite einige Kritzen, die offenbar die hinteren Beine eines Thieres vorstellen sollten; die Zeichnung schien sehr undeutlich und nur für ein geübtes Auge zu entdecken, dem Herrn Abwart war sie gänzlich entgangen. Mit verdünnter Säure, mit Terpentinöl etc. suchte ich die kalkige und von organischen Resten fettig dunkel gefärbte Masse, die wie eine Kruste das Stück bedeckte, sorgfältig zu entfernen, und es wurde die Schnitzerei immer reiner und deutlicher. Endlich erkannte ich das vollständige Bild eines weidenden Renthieres. Ich kann für die Echtheit dieses Bildes einstehen, ich habe es selbst aus dem seit der Renthierzeit unangetasteten Boden herausgezogen, und vor mir ist es seit der Renthierzeit von keinem Auge gesehen worden.

Die beigegebene Tafel gibt eine genaue Abbildung dieses Kunstwerkes aus der Renthierzeit, Fig. A die Ansicht des Geweihstückes in natürlicher Grösse und in den natürlichen Farben mit der Zeichnung darauf, sowie sie auf den ersten Blick jetzt nach sorgfältigster Reinigung erscheint. B ist ein Bild der abgewickelten Oberfläche des Geweihstückes in natürlicher Grösse. Es ist dasselbe ein Resultat genauen Studiums des alten Kunstwerkes bis ins Detail jeder einzelnen Linie, auf die relative Stärke der Linien ist dabei grosse Sorgfalt verwendet. Durch die Breite der Linien ist die Breite der Ritzen im Original, und durch die Stärke der Linien die Tiefe derselben angedeutet. Um für die ins Kleinste gehende Genauigkeit dieser Abbildung einstehen zu können, habe ich sie selbst gezeichnet und auf Stein gestochen. Fig. C stellt Querschnitte durch das Geweihstück an beiden Enden und in der Mitte dar.

Die Punkte, die in den Figuren A, B und C mit gleichen kleinen Buchstaben und Indices bezeichnet sind, entsprechen sich. „v“ bedeutet vordere, „h“ bedeutet hintere, die „a“ obere, die „b“ untere Seite des Stückes.

Betrachten wir das Stück etwas näher. Die Rückenlinie hat der Zeichner wohl zuerst gemacht, sie ist mit grosser Bestimmtheit gezogen und 0,26^{mm} tief eingeritzt, er legte sie so nahe als möglich an die obere Kante des Stückes, um Raum auf einer Seite des Geweihstückes für das Thier zu haben — er brachte dann aber doch nicht die ganze Höhe hinein, und gerieth mit den Füßen zum Theil um die untere Biegung herum auf die Rückseite. Die Rundung der Bildfläche bot natürlich dem Zeichner grosse Schwierigkeit Auf dieser unteren Seite hat das Geweihstück etwas stark gelitten, die Klauen sind nicht mehr

ganz erhalten, doch ist immerhin deutlich, dass sie so gezeichnet worden, dass die linke und rechte am gleichen Fuss sich decken. Es ist eine merkwürdige Masse von Beobachtung in der Zeichnung niedergelegt. Die Springsehnen die von der Ferse auf der hintern Seite des Unterschenkels hinauflaufen, sind sehr deutlich abgezeichnet, so klar und bestimmt wie bei keiner der Zeichnungen aus der Dordogne. Die Stellung der vier Beine zu einander ist vollkommen richtig, die beiden hintern sind steif und unbeholfen, die beiden Vorderbeine aber ein wahres Meistertück. Das linke Vorderbein trägt das Gewicht, das rechte berührt nur mit der Klauenspitze den Boden und ist bereit, bald einen Schritt nach vorne zu thun — eine Stellung, wie wir sie bei grasenden Thieren jederzeit beachten können. Im Formunterschied der Gelenke und der Füsse vom rechten und linken Vorderbein liegt äusserst fein der Unterschied zwischen lasttragendem und frei pendelndem Gliede ausgeprägt. Diese beiden Vorderbeine würden selbst einem Zeichner unserer Tage keine Unehre machen. Wie viel von dieser Vortüchtigkeit dem Scharfblick des alten Künstlers, und wie viel einem günstigen Zufall zugeschrieben werden muss, ist freilich nicht leicht zu bestimmen; dass indessen auch der Letztere seinen Antheil daran hat, folgt schon daraus, dass nicht alle Theile gleich gut gezeichnet sind. Weit weniger tadellos, wenn wir so hohen Massstab, wie die Vorderbeine ihn vertragen, zur Beurtheilung beibehalten, ist die Andeutung von Ellbogen und Schulter des linken Vorderbeines ausgefallen. Vielfache Mühe verursachte unserem Zeichner die Bauchlinie — sie ist eine dreifache, die tiefste ist als die endgültige zu erkennen und am richtigsten, die oberen sind die älteren. Diese stehen mit den Hinterbeinen in directer Verbindung, passten dann aber nicht für die Vorderbeine, indem dort die Brust etwas tiefer als erwartet gefallen ist. Die ersteren schlecht gebogenen Bauchlinien wären wohl nicht gezogen worden, wenn schon vorher Brust und Vorderbeine dagestanden hätten.

Wir sehen hieraus deutlich, dass der Zeichner die Hinterbeine und den Rücken zuerst machte, und erst nachher die Vorderbeine, Hals und Kopf. Er hat also links begonnen und nach rechts ist er vorgeschritten, sowie es jedem bequemer ist, der mit der rechten Hand zeichnet. Wir dürfen hieraus vielleicht noch nicht einfach schliessen, dass der Renntierkünstler mit der rechten Hand gezeichnet hat, aber es ist dies immerhin ein Hinweis in diesem Sinne. Daraus dass es im Allgemeinen, umgekehrt wie in unserem Fall, mehr Spass macht, den Kopf zuerst zu zeichnen, und erst nachher die schwierigen Hinterbeine, und dass mit der rechten Hand gezeichnet, also links angefangen wurde, erklärt sich das Uebergewicht nach links schauender Thierzeichnungen über die nach rechts schauenden, wie es aus der Dordogne uns entgegen tritt. Es mögen diese Gedanken manchem vielleicht als eine Spitzfindigkeit erscheinen, ich bin aber überzeugt, dass Jeder, der selbst Zeichner ist, seine Zustimmung geben wird, und in seiner Zeichnerhand die Richtigkeit davon selbst fühlt. Innerhalb unseres Bildes zeigt sich ein Fortschritt, die linke und obere Seite sind viel steifer in ihren Formen, als die später gezeichnete rechte und untere Hälfte des Bildes.

Ganz deutlich ist die Mähne des Thieres angegeben. Der ganze Kopf ist etwas zu gross, besonders der vordere Theil desselben ist etwas zu dick, aber im Einzelnen mit Meisterschaft ausgeführt. Nicht nur das tiefe, weite Nasenloch, selbst die Umgrenzung der kurzhaarigen Theile in der Umgebung ist deutlich gezeichnet, eine starke Linie deutet weiter oben die untere Kinnlade und ihren Knochenwinkel an, ist aber etwas zu weit nach vorne geschoben. Auge und Ohr sind zu klein, und das Auge ist zu nahe an die Geweihwurzel gesetzt. Ein Augensterne ist nicht vorhanden, aber die untere Linie des Augapfels zeigt in der Mitte doch eine Verdickung, die nicht ganz wie blosser Zu-

fall aussieht. Die Nackenlinie fehlt; nur zunächst am Kopf ist sie vorhanden und verliert sich dann. Das Geweihstück ist an dieser Stelle keineswegs so sehr zerstört, dass die Nackenlinie, wenn sie je deutlich gezeichnet worden wäre, wieder ganz hätte verschwinden können. Der ganze Zusammenhang des Kopfes mit dem Rumpf ist sehr wenig ausgeprägt, auch die klaren Linien auf der Unterseite des Halses sind nicht in die Augen springend, wegen unverhältnissmässiger Feinheit — hat vielleicht der Künstler sein Bildniss nicht vollendet? Hat er es vielleicht unvollendet weggeworfen, nachdem er unwillig über einige Fehler, besonders über die unglückliche Bauchlinie, mit ein paar Kritzen das ganze Bild durchgestrichen? Auffallend sind immerhin die feinen Ritzen, die besonders zahlreich in der Gegend der Bauchlinie durch das ganze Bild gehen, es sind solche wie sie von einem Zug mit dem Feuersteinmesser entstehen konnten, während die Zeichenlinien wohl vielfach nachgefahren werden mussten. An einigen Stellen kann man erkennen, dass diese Ritzen jünger sind als die Zeichnung, indem das Instrument, das sie geschnitten, da wo es auf Ritzen der Zeichnung traf, in seiner Richtung eine Spur abgelenkt oder eine mit scharfer Loupe erkenntlich kleine Strecke in der Zeichnungsfurche selbst weiter ging.

Von den Geweihen ist nur das dem Künstler zugekehrte, also hier rechtseitige dargestellt, entsprechend den Hirsch- und Renthierdarstellungen aus den Höhlen von Perigord, und der Künstler dachte sich das linke Geweih vom rechten genau gedeckt. Nur die äusserste Spitze der hinteren Schaufel fehlt, da ist das Stück abgebrochen. Da wo die beiden vorderen Schaufeln sich theilweise mit den Spitzen noch decken, ist der Künstler etwas in Verwirrung gekommen, und hat beide durch einander hindurch gezeichnet, ähnlich wie alte Künstler aus Perigord einen Pferdekopf und einen Fisch, und ebenso verschiedene Renthier einer Gruppe durch einander hindurch gezeichnet haben, als wären sie durchsichtig. Es ist wirklich sehr sonderbar, dass alle diese Zeichner der Renthierperiode sich, wenn es sich um die vier Beine eines und desselben Thieres handelte, immer vollständig klar darüber waren, was sich deckt, und welche Linien bei einer gewissen Stellung sichtbar sind, währenddem sie immer Fehler machten, wo verschiedene Thiere zur Deckung kommen sollten, oder wenn dies bei ein und demselben Thier bei andern Körpertheilen als den Beinen (bei den beiden vorderen Hornschaufeln in unserem Fall) eintreten sollte. Die Formen der Renthiergeweihe variiren unregelmässig in ziemlich weiten Grenzen. Bei dem hier dargestellten Geweih sind die beiden vorderen Schaufeln sehr breit und vielzackig. Es ist das jedenfalls eine Form, wie sie nur bei alten Thieren vorkommt. Die Stange bis zu dem nach hinten gerichteten Sprossen ist sehr gerade, und der kleine nach hinten gerichtete Sprossen ziemlich lang. Immerhin ist die Form derart, wie sie auch beim lebenden Renthier gefunden werden kann.

An vielen Punkten sieht man deutlich, wie der Künstler mit seinem Schnitzmesser, das wohl nur ein Feuersteinsplitter gewesen sein kann, abseits ausgeglitten ist. So z. B. beiderseits an der Fersenecke des rechten Hinterbeines, an der hintern Linie des linken Oberschenkels, an 6 Stellen der vorderen Geweihtheile und auf der hinteren Seite ob dem Gelenk des rechten Vorderbeines. Mit einem Fühlhebel habe ich die Tiefe der Linien auf unserem Kunstwerke gemessen und für die stärkeren zu durchschnittlich $0,3^{\text{mm}}$ gefunden. Die Rückenlinie ist $0,26^{\text{mm}}$, der Mittelfuss des linken Hinterbeines in seinen äusseren Linien $0,4^{\text{mm}}$, des rechten $0,5^{\text{mm}}$, das Nasenloch $0,5^{\text{mm}}$, manche Linien des Geweihes $0,3^{\text{mm}}$, der rechte Vorderfuss unter dem Gelenk ebenfalls $0,3^{\text{mm}}$ tief eingeritzt.

Auf der Rückseite des Stückes fällt zuerst die bis $5\frac{1}{2}^{\text{mm}}$ tiefe Furche auf. Ihre Dimensionen gehen aus Fig B und den Querschnitten hervor. An langen anderen Stangen von Renthiergeweihen war fast überall eine gleiche nur längere Furche eingeritzt, die Zeichnungen von Lartet und Christy enthalten nichts analoges aus Südfrankreich, die Verzierungen an entsprechenden Stücken, die dort gefunden worden sind, bestehen in mehreren parallelen und lange nicht so tiefen Einschnitten. Es mag sein, dass in der Höhle von Thäingen die Lösung für die Bedeutung dieser Furche vergraben liegt, warten wir also die weitem Resultate ab. Die Pariser Archäologen wären geneigt, diese Furche für die Darstellung eines Gewässers zu halten, zu welchem das Renthier zur Tränke geht. Das ist aber nicht leicht zu beweisen. Viel natürlicher ist der Gedanke, dass die Querlinien, die besonders unter der linken Hälfte des Thieres auf der Rückseite erscheinen, Gras vorstellen sollten, einen Weideboden. Dass das Thier grasst oder trinkt, liegt in der Stellung von Kopf und Beinen klar ausgesprochen, die Schnauze sucht und tastet am Boden, und das Geweih ist keineswegs zum Kampfe gefällt. Entgegen den wilden Jagdscenen der Dordogne-Künstler haben wir hier ein friedliches, ruhiges Bild, und unser Gefühl will uns fast zu dem Gedanken verleiten, das Renthier müsse Hausthier gewesen sein, um zu einem so friedlichen Bild Anregung zu geben. Es darf das aber wohl nicht angenommen werden. Der wesentlichste Grund, den Kopf gesenkt darzustellen, lag schon in dem beschränkten Raum der Bildfläche.

Ein Künstler, der ein so ausgezeichnetes Werk liefern konnte, wie dieses, der muss wohl zahlreiche Versuche gemacht haben, bis er diesen Grad von Vollkommenheit erlangte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass noch mehr ähnliche Funde durch die weitem Ausgrabungen geliefert werden. Es bleibt zwar ein glücklicher Zufall, wenn ein solches Kunstwerk in den Abraumphaufen der Höhlen gerathen ist, und von hundert solchen Bildwerken, die existirten, ist uns wohl kaum eines erhalten geblieben.

Die Analogie mit den Höhlen von Perigord geht aber noch weiter, sie betrifft auch die übrigen aus Knochen oder Geweih geschnittenen Gegenstände. Pfieme, und vorne breite scharfkantige Meissel aus Knochen und Geweih, besonders aber jene Formen, die man seit einiger Zeit „Commandostäbe“ wegen einer Analogie mit den Herrscherstäben mancher jetzigen Wilden nennt, sind auch in der Thäinger Höhle gefunden worden, freilich bis jetzt nur in Bruchstücken. Der Durchmesser der Durchbohrung am einen Ende bei einem solchen Stabe beträgt 15^{mm} . Ein anderer zeigte Verzierungslinien rings um die Durchbohrung eingeschnitten. Ferner zog Herr Merk in meiner Gegenwart eine vordere Hälfte von einer (wenn ich mich recht erinnere aus Knochen geschnittenen) Harpune heraus. Das Stück misst 150^{mm} Länge und ist jederseits mit vier nicht beidseitig ganz auf gleicher Höhe gestellten Widerhaken versehen. Es sind auf dieser Harpune noch Verzierungen eingeschnitten, ganz von der Art wie auf den Harpunen, die Lartet und Christy in den Höhlen der Dordogne gefunden haben (siehe deren Abbildungen in Lartet und Christy „reliquiæ aquitanicæ“ Part. I. Dez. 1865 B. Pl. I besonders Fig. 7). Oft sind die Stangen der Rengeweihe gerade hinter der Abzweigung der beiden vorderen Schaufeln abgeschnitten worden. Man sieht dann noch die schief sich kreuzenden, mühsam gezogenen Schnitte. Die Abbildung, die das eben genannte Werk in Part. XII July 1873, C. Pl. VII und VIII, Fig. 10 nach Funden aus den Höhlen der Dordogne gibt, kann vollkommen für einige der in Thäingen gefundenen Stücke gelten. Ueberall tritt uns die vollständigste Analogie mit den Höhlen der Renthierperiode aus Südwest-Frankreich entgegen.

Der Erwähnung werth ist noch eine Meermuschel, *Pectunculus glycimeris*, die sich zusammen mit den andern Gegenständen gefunden hat.

Herr Alexander Bertrand, Director des National-Museums zu St. Germain bei Paris, theilte mir dieser Tage mit, dass in den letzten Zeiten von M. Piette, jüngerer de paix à Craonne (Aisne) 2 Höhlen bei St. Bertrand de Cimaneges in den Pyrenäen (Haute Garonne) ausgebeutet worden seien, die ganz die gleichen Verhältnisse zeigen, wie diejenigen von Perigord in der Dordogne, und dass eine Zeichnung von einem „Bouquetin à cornes droites“ darin gefunden worden sei, noch künstlerischer als unsere Zeichnung von Thäingen. Abbildungen dieser Zeichnung sind noch nicht publicirt. Also auch nach Westen hin steht heute der Verbreitungsbezirk dieser alten Künstler erweitert vor uns.

* * *

Gewiss wird mancher, der unsere Renthierzeichnung aus der Thäingerhöhle sieht, dazu den Kopf schütteln, und sagen: Das kann nicht so alt sein, das muss einer höheren, späteren Culturstufe angehören! Allein wenn wir die Sache uns klar machen, so sehen wir ein, dass wir diesen Widerspruch nicht mehr aufrecht erhalten können, ohne die Thatsachen zu läugnen.

Solche Thatsachen sind:

- 1) Diese Thierzeichnungen werden immer mit lauter ungeschliffenen Feuersteinwerkzeugen, mit Renthier und sogar Mammuth zusammen gefunden. (Zeichnung des Mammuth aus Perigord.)
- 2) Zusammen mit geschliffenen Steinwerkzeugen, mit Hausthieren, mit Metall, mit Ackerbau, wo Renthier und Mammuth gänzlich fehlen, findet sich nirgends eine Spur von solchen Zeichnungen.
- 3) Aus diesen letzteren in 2) aufgeführten Bildungen sind schon solche ungeheure Massen von Gegenständen gefunden worden, dass das absolute Fehlen der Thierzeichnungen unmöglich mehr einem Zufall, einer Lücke in den Funden zugeschrieben werden kann.

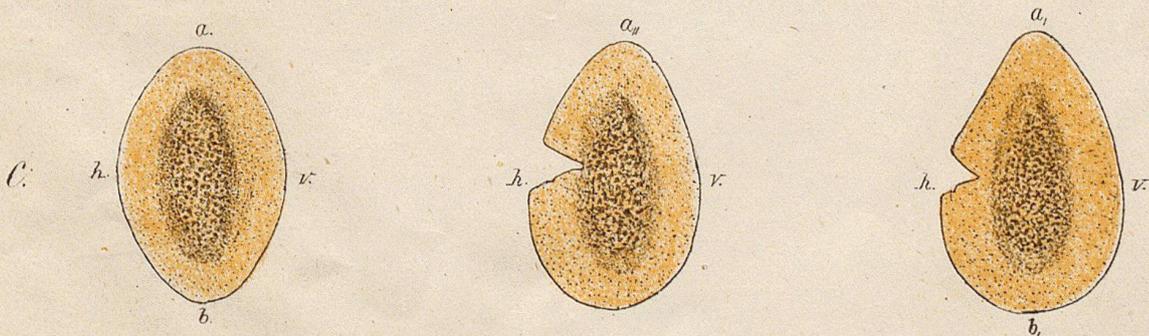
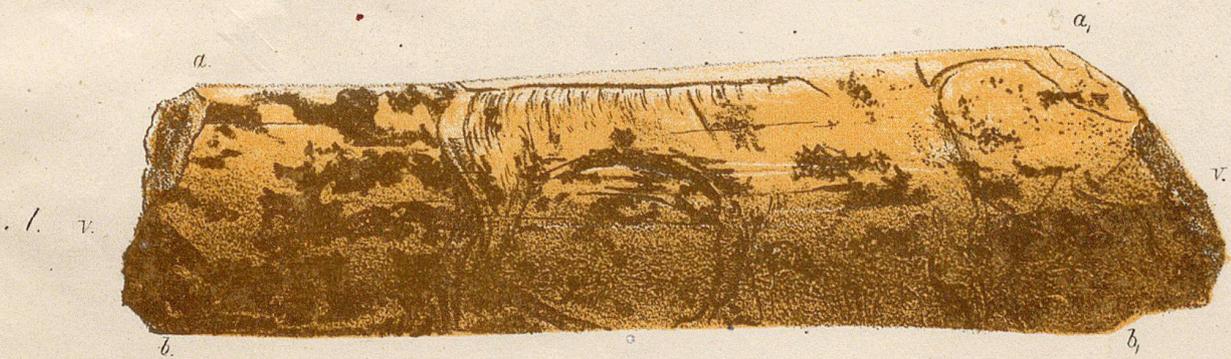
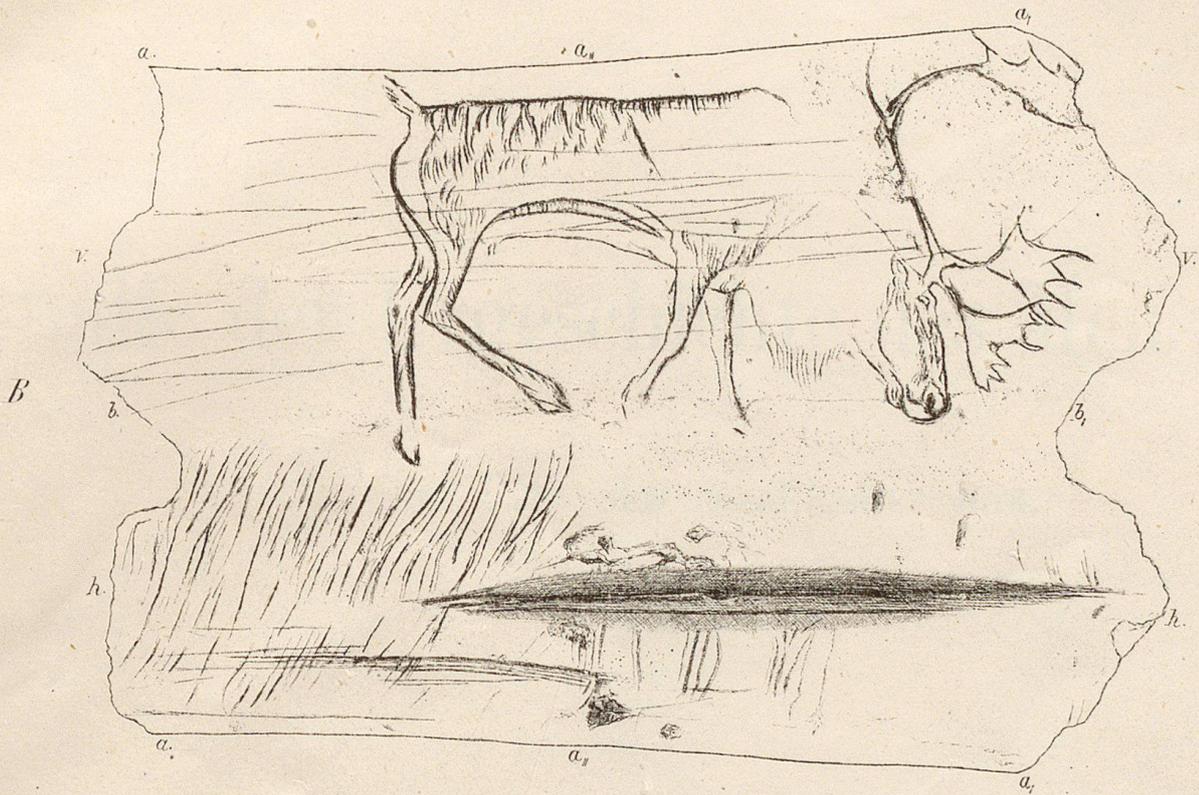
So wie so treffen wir auf eine Schwierigkeit:

Entweder nehmen wir die polirten Steine, die Hausthiere, die Metalle, den Ackerbau als Anzeichen einer höheren Entwicklungsstufe und als das spätere an, und dann müssen wir zugeben, dass ein in der Cultur noch viel weiter zurückstehendes Volk einen stark entwickelten Trieb zum Zeichnen hatte, und es hierin frühzeitig weit brachte, dass diese Kunst wieder verloren gegangen sei, indem sie späteren und gewiss anderen Stämmen, die zu einer höheren Stufe der Cultur vorschritten, nicht eigen gewesen ist.

Oder wir nehmen diese Zeichnungskunst als Massstab der Entwicklung, und dann müssten wir nothwendig zugestehen, dass bei älteren Anwohnern bereits die Metalle bekannt waren, dass Ackerbau getrieben und Hausthiere gehalten wurden, und dass dies alles in einer späteren Periode wieder verloren gegangen sei, dafür aber die Ackerbauer zur Kunst sich gewendet haben; dass die Pfahlbauten, selbst die jüngsten, älter als Renthier und Mammuth in unseren Gegenden seien etc.

Wir kommen, sobald wir den festen Thatsachen Rechnung tragen, ob wir wollen oder nicht, auf diese Alternative, und haben wir sie erfasst, so werden wir wohl alle einstimmig darüber sein, dass die Wahrheit viel eher in dem ersteren, in unserem „Entweder“ und unmöglich in unserem „Oder“ liegt.

So sehr es uns erstaunen mag, so müssen wir doch bekennen, dass diese schöne Renthierzeichnung, der gegenüber mancher heutzutage unverhohlen gesteht: „Ich hätt' es nicht so gekonnt!“ älter ist als alle Pfahlbauten, älter als die Zeit der geschliffenen Steinwerkzeuge und Waffen. Und irren wir nicht, wenn wir die älteren Pfahlbauten 6000 Jahre hinter die Gegenwart zurücksetzen, so dürfen wir wohl den Künstler aus der Höhle von Thäingen noch ein oder auch noch mehrere Jahrtausende früher im Geiste uns vorstellen, wie er mit seinen schneidigscharfen Feuersteinsplintern unverdrossen arbeitet, er hatte noch keine Ahnung von den Werkzeugen, die in späteren Zeiten alles erleichtern werden. Die Anwesenheit des Renthieres, das auf hochnordische Pflanzen zur Nahrung angewiesen ist, beweist, dass damals das Klima unserer Gegenden ein bedeutend vom jetzigen verschiedenes war. Im Grunde unserer Torfmoore sind an manchen Punkten Reste von dieser hochnordischen Flora (*Salix polaris* etc., besonders spitzbergische Arten), die sich ~~nicht~~^{einst} so weit nach Süden verbreitete, gefunden worden. Solche Klimaänderungen machen sich nur äusserst langsam, auch dies allein beweist das sehr hohe Alter unseres Renthierbildes. Das Volk der Thierzeichner war in seinen geistigen Anlagen den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, voran. Bei den späteren, z. B. den Pfahlbauern, ist wieder mehr Gleichgewicht zwischen den geistigen Fähigkeiten und den Hilfsmitteln, in deren Mitte die Menschen aufwuchsen, eingetreten. Jedes höhere Princip auf geistigem wie auf rein körperlichem Gebiet ist in Vorläufern aufgetreten, da die andern umgebenden Schwierigkeiten es noch nicht endgültig durchdringen liessen — es gibt uns hierfür die Paläontologie wie die Geschichte des Menschegeistes die schönsten Beispiele. Wie kann es uns noch unmöglich erscheinen, dass der Kunstsinne in der Menschheit erwacht ist, einen Versuch gemacht hat sich zu entfalten, und dann mit dem Stamm in dem er durchgebrochen, ausgestorben ist, vielleicht nachdem seiner Entwicklung durch die Armseligkeit der Hilfsmittel Stillstand geboten worden war. Keine einseitig unharmonische Ausbildung einer einzelnen Fähigkeit kann sich auf die Dauer erhalten — es war ein verfrühter Versuch des Menschegeistes.



Zeichnung eines Renthiers auf einem Stück Renthiergeweih eingeritzt, gefunden in dem Kesslertoch bei Thayngen Ct. Schaffhausen.

A., Ansicht des Knochens mit der Sculptur. B. die ganze Oberfläche abgewickelt C. Querschnitte.